

CORNELIUS MELVILLE
**VERFALL UND UNTERGANG
DES RÖMISCHEN REICHES
VON EDWARD GIBBON**
IX. BAND
NACHTRAGSBAND

BILDER – DOKUMENTE – ESSAYS – EPITOME – CHRONIK

Zusammengestellt, übersetzt und kommentiert
von Cornelius Melville

Erste Veröffentlichung:
2017 im Projekt Gutenberg-DE

Verlag Projekt Gutenberg-DE
ISBN: 9783739010113
Copyright © 2017: Cornelius Melville und
Projekt Gutenberg-DE

Cornelius Melville, geboren 1945 in Ludwigslust und aufgewachsen in Hamburg, hat nach dem Abitur am Humanistischen Gymnasium »Staatl. Christianeum« Naturwissenschaften studiert und sich dann während seiner langjährigen Tätigkeit in der Erwachsenenbildung eine gleichbleibende Zuneigung zu den Realien und der Kultur des klassischen Altertums bewahrt. Die vorgelegte Übersetzung wurde veranlasst durch seinen Wunsch, dem deutschsprachigen Lesepublikum eine vollständige Neuübersetzung des »unsterblichen Gibbon« (Ferdinand Gregorovius) vorzulegen.

INHALT

EINFÜHRUNG IN GIBBONS DECLINE AND FALL OF THE ROMAN EMPIRE	9
EINIGE NACHRICHTEN VON GIBBON; MITGETHEILT VON EINEM FREUNDE DESSELBEN	31
GIBBON UND DER ATHEISMUS	47
ABBILDUNGEN	55
I RÖMISCHER ALLTAG	57
II BILDNISSE GEKRÖNTER HÄUPTER	65
III KONSTANTIOPEL	101
IV VON DER ANTIKE ZUM MORGEN DES ABENDLANDES	123
EPITOME	151
CHRONOLOGIE UND INHALTSVERZEICHNIS VON BAND I-VIII	189

EINFÜHRUNG IN GIBBONS DECLINE AND FALL OF THE ROMAN EMPIRE

von J. B. Bury, M.A., 1906

GIBBON gehört zu den wenigen Autoren, die in der Literaturgeschichte einen ebenso hervorragenden Platz einnehmen wie unter den bedeutenden Historikern. Für uns ist er an dieser Stelle als Historiker von Bedeutung; wir werden zu untersuchen haben, ob wir die von ihm entwickelte Sichtweise vom Verfall und Untergang des römischen Reiches auch heute noch als sachlich zutreffend ansehen können in Ansehung der Entdeckungen, welche seit der Abfassung des Werkes zutage gefördert wurden. Aber die Tatsache, dass sein vor mehr als einhundert [mittlerweile »zweihundert«, A.d.Ü.] Jahren verfasstes Werk immer noch im Kreis des gebildeten Publikums seine Leser findet und nicht den Weg von David Hume und William Robertson gehen musste, welche wir »klassisch« nennen und dennoch auf den Regalen instauben lassen, verdankt sich der einmaligen und glückhaften Einheit von Historiker und Schriftsteller. Gibbon nimmt so den gleichen Rang ein wie Thukydides und Cornelius Tacitus und liefert das vermutlich eindrucksvollste Beispiel dafür, dass in der Historiographie ein glänzender Stil und wissenschaftliche Genauigkeit – die sich im Falle etwa eines Titus Livius nachgerade gegenseitig ausschließen – trefflich miteinander harmonisieren können.

Seine Bedeutung als Schriftsteller ist bedingt durch die Tatsache, dass er ein Vertreter wichtiger Anschauungen und ein großer Stilist war. Die richtige Einschätzung seines Stils fällt der Literaturgeschichte zu; es dürfte dennoch von Interesse sein, sich vor Augen zu führen, wie viel Aufmerksamkeit er auf ihn verwandte, indem man die Änderungen studiert, die er in seinem Text vornahm. Der erste Band erschien 1776 im Quartformat, und die zweite Quartausgabe dieses Bande aus dem Jahr 1782 weist eine beträchtliche Anzahl von Varianten auf. Ich habe diese ersten vierzehn Kapitel dieser beiden Ausgaben sorgfältig kollationiert und dabei festgestellt, dass die Änderungen nicht etwa der Korrektur sachlicher Fehler geschuldet waren, sondern der Verbesserung der Satzmelodie, der Umstellung von Daktylus und Creticus oder der Suche nach einem präziseren Ausdruck. Einige Beispiele könnten von Interesse sein: [die fragliche Textstelle der 1. Aufl. 1776 ist kursiv gedruckt, die verbesserte Version aus der 2. Aufl. 1782 steht in eckigen Klammer dahinter, A.d.Ü.]

S. 2: Instead of exposing his person and his legions to the arrows of the Parthians, he *satisfied himself with* [obtained, by an honorable treaty] the restitution of the standarts and prisoners which *were* [had been] taken in the defeat of Ceassus.

S. 12: The peasant or mechanic, imbibed the useful prejudice ... that, although the prowess of a private soldier *might* [must often] escape the notion of the fame, *it would be in his power to* [his own behavior might] confer glory or disgrace on the company, the legion or even the army, to whose honours he was associated.

S. 67: The olive, in the western world, *was the companion as well as the symbol of peace* [followed the progress of peace of which it was considered as the symbol].

S. 75: The *general* [obvious] definition of a monarchy seems to bet hat of a state &c.

S. 77: The greatness of the Roman state, the corruption of manners, and the licence of the soldiers *added new weight* [supplied new arguments] to the advocates of monarchy.

S. 79: *On the most important occasions* [The most important resolutions of] peace and war were seriously debated in the senate.

S. 93: Which ... had *just finished* [recently achieved] the conquest of Judaea.

S. 136: ... a throne *streaming* [polluted] with the blood [recent blood] of so near a relation.

Dies sollen einige wenige Beispiele sein für die zahlreichen Fälle, in denen der Zweck der Änderungen die Politur des Ausdrucks war. Zuweilen aber werden in der neuen Auflage die Aussagen in eine minder gefällige Form gebracht:

S. 11: The legions themselves *consisted* [were supposed to consist] of Roman citizens. [Hier ist nicht nur der Ausdruck poliert, sondern das »were supposed« gibt der Aussage einen anderen Sinn, A.d.Ü.]

S. 99: And he even condescended to give lessons of philosophy in a more public manner than *suited* [was perhaps consistent with] the modesty of a sage or the dignity of an emperor.

Es gibt auch Fälle, in denen etwas hinzugefügt wird, ohne dass der allgemeine Sinn geändert worden wäre, die Aussage jedoch abgerundeter, bildhafter oder lebendiger wird. Etwa:

S. 31: A sandy desert, [*alike destitute of wood and water*] skirted along the doubtful confine of Syria, from the Euphrates to the Red Sea.

S. 61: The spirit of improvement had passed the Alps an been feld even in the woods of Britain [*which were gradually cleared away to open a free space for convenient and elegant habitations*].

S. 72: The sciences of physic and astronomy were cultivated [*succesfully cultivated*] *with some degree of reputation* [*by the Greeks; the observations of Ptolemy and the writings of Galen are studied by those who have improved their discoveries and corrected their errors;*] but if except the inimitable Lucian, *an* [*this*] age of indolence passed away without *producing* [*having produced*] a single writer of [*original*] genius, *who deserved the attention of posterity* [*or who excelled in the arts of elegant composition*].

An dieser Stelle sei angemerkt, dass Gibbon später daran ging, auch die zweite Auflage zu überarbeiten, womit er aber nicht weiter gedieh als bis zur S. 32 des ersten Bandes. Sein Handexemplar mit den handschriftlichen Randnotizen wurde im vergangenen Jahr anlässlich der Gibbon-Jahrhundertfeier von der Royal Historical Society ausgestellt und kann nunmehr im Britischen Museum besichtigt werden. Hier einige der Verbesserungen und Anmerkungen:

(S. 1) »... und seit dem Tod des Mark Aurel.« Hier ist die folgende Notiz eingefügt: »Hätte ich hier nicht die Geschichte jener glücklichen Epoche zwischen zwei eisernen Zeitaltern geben sollen? Hätte ich nicht den Verfall des Imperiums auf die Bürgerkriege nach Neros Tod folgen lassen sollen? Oder vielleicht sogar auf die Tyrannis, die nach Augustus' Tod einsetzte? Ach! Ich hätte sollen! Doch was frommt solch späte Einsicht? Ist der Irrtum nicht mehr zu beheben, ist Reue nutzlos.«

(S. 2) »Um den wichtigsten Aspekt seines Verfalls und Untergangs zu benennen: es ist eine Umwälzung, an die man sich immer erinnern wird und die von den Völkern der Erde immer noch gespürt wird.« Diese Worte sind getilgt und durch die folgenden ersetzt: »Um den Verfall und Untergang des römischen Reiches noch weiter zu verfolgen: Spuren seiner Sprache, Religion und Gesetze werden in unserem eigenen Land und in den europäischen Nachbarländern noch für lange Zeit erhalten bleiben.« Woran noch die Beobachtung angefügt wird: »N.B. Herr Hume erzählt mir, dass er beim Korrekturlesen seiner Geschichte stets um die Verminderung von Superlativen und die Glättung von Positiven bemüht war. Leben in Afrika und Asien, irgendwo zwischen Marokko und Japan, Erinnerungen an das Imperium Romanum fort?«

(S. 3) Zu den »Bollwerken und Grenzbefestigungen« wird angemerkt: »*Incertum metu an per invidiam* (Tac. Ann. I, 11) Warum soll ein vernunftbestimmter Ratschlag auf Rechnung eines niederen oder törichten

Motivs gesetzt werden? Welcher Ursache, Fehleinschätzung, Bosheit oder Schmeichelei soll ich dann die schlechtere Alternative zuschreiben? War der Historiker durch Trajans Erfolge geblendet?»

(S. 6) »Zur Unsterblichkeit und Seelenwanderung« die Anmerkung: »Julian widmet sich diesem theologischen Thema, dessen Bedeutung ihm persönlich bewusst gewesen sein mag (Caesares, p. 327). Doch bin ich mir nicht sicher, ob die Religion des Zamolxis noch bis in Trajans Zeiten fortbestand. Oder ob seine Dakier dasselbe Volk waren wie die Geten des Herodot. Die Seelenwanderung wurde von vielen Völkern geglaubt, kriegerischen wie etwa den Kelten oder ängstlichen wie den Hindus. Wenn Spekulationen Anlass geben zu tätigem Enthusiasmus, dann ist die Grenze dieses Handelns durch den vorherrschenden Charakter der Menschen oder des Volkes gegeben.«

(S. 7) »Von ihren Zerstörern und Wohltätern« Hierzu die Anmerkung: »Der erste Platz im Ruhmestempel gehört den Helden, die sich erfolgreich mit den Feinden gemessen hatten; und die nach der erfolgreichen Befreiung ihres Landes auch ihre Weisheit durch die Gründung oder Regierung eines blühenden Landes bewährt hatten. Es sind dies Männer wie Moses, Kyros, Alfred, Gustav Vasa, Henry IV von Frankreich u.a.«

(S. 11) »Zu Recht wurde dem Klima des Nordens der Vorzug gegenüber dem des Südens gegeben.« Hierzu die Anmerkung: »Die Unterscheidung zwischen Norden und Süden ist real und spürbar; erst die Pole an beiden Enden der Erde setzen unserem Streben ein Ende. Doch der Unterschied zwischen Ost und West ist willkürlich und zieht sich um die ganzen Globus. Als die Männer des Nordens und nicht des Westens waren die gallischen und germanischen Legionen den *südöstlichen* Eingeborenen Asiens und Ägyptens überlegen. Es war der Sieg der Kälte über die Hitze; der allerdings noch durch moralischen Ursachen vergrößert wurde.«

(S. 15) »Eine entsprechende Anzahl von Tribunen und Centurionen.« Hierzu die Anmerkung: »Die Zusammenstellung der römischen Offiziere war äußerst fehlerhaft. 1. Erst sehr spät wurde jeder Kohorte ein Tribun zugeteilt. Sechs Tribunen wurden von der ganzen Legion gewählt, von denen jeweils zwei im Wechsel von zwei Monaten das Kommando führten (Polybios VI, p. 265) 2. Eine lange Befehlskette vom Obristen bis zum Unteroffizier war unbekannt. Ich kann zwischen Centurio und Tribun keine weiteren Ränge entdecken sowie zwischen Centurio und dem Gefreiten. 3. Da die Tribunen oft ohne Erfahrung und die Centurionen ohne Ausbildung waren, hatten oftmals Glücksritter Karriere gemacht. Ein Truppenkörper, der 8 oder 9 unserer Bataillone entsprach, konnte also von einem halben Dutzend gentlemen und 50 oder 60 altgedienter Feldwebel kommandiert werden. So wie die Legionen könnten auch unsere großen Kriegsschiffe übel



Edward Gibbon von Henry Walton (1773)
London, National Portrait Gallery

Man sieht es dem hier Abkonterfeiten auch beim zweiten Hinsehen nicht an, dass er der mit Abstand bedeutendste Prosaschriftsteller englischer Zunge ist: wir sehen eine allenfalls mittelmäßige Arbeit, die Gesichtszüge schief, die Augen auf ungleichen Sehachsen, das Gesicht fast schon rat- und ausdruckslos: insgesamt ein unfertiges Gesellenstück – oder ist dies etwa bereits die vollendete, treffend-naturgetreue Abbildung der Physiognomie eines Meisters? Kaum, so möchte ich meinen; in diesem Motiv stecken mehr Möglichkeiten.

Man setze nun die luzide Eloquenz dagegen, die delicate Ironie und den kristallklaren Sprachduktus in seinem »Decline and Fall of the Roman Empire«. Sie sind alle umso bewundernswerter, als die englische Lautung sich nach meinem persönlichen Empfinden wie ein rechtes Rülp-Idiom aufführt, als ein linguistisches Wechselbalg einer romanischen Metze und eines germanischen Mietkriegers. Dass es Gibbon gelungen ist, auf diesem zweifelhaften sprachlichen Fundament ein Werk zu errichten, stabil für die Ewigkeit (Wie lange ist ewig?), macht ihn einmalig innerhalb der englischen Literatur: diese Sprache gibt eben doch etwas her für den, der schreiben kann und für den, der noch lesen mag. – Und der traurige Maat auf dem Bilde wäre dann ihr Großmeister? Nun ja, noch anderer Mütter Söhne waren gering von Ansehen und doch groß an den verschiedensten Talenten.

mit Offizieren ausgestattet scheinen: doch in beiden Fällen wird das Defizit durch eine strenge Disziplin ausgeglichen.«

(S. 32) »Ein und eine halbe league [Seemeile] über dem Meeresspiegel. Anmerkung hierzu: »Genauer wären nach Herrn Bouguer 2500 Klafter. Die Höhe des Mont Blanc wird gegenwärtig mit 2419 Klaftern angegeben (Sausure, Voyage dans les Alps, tom 1, p. 495): doch selbst der niedrigste Fleck, von dem aus der Gipfel noch gesehen werden kann, liegt deutlich über dem Meeresspiegel. Wenn man die Insel Teneriffa passiert, sieht man den ganzen Pico vom Fuß bis zum Gipfel.«

Doch hat Gibbon seinen Platz in der Literatur nicht nur als der Stilist, der niemals die Toga ablegt, wenn er zur Feder greift, sondern auch als der Erklärer einer bedeutenden und weitreichenden, die ganze Menschheit betreffenden Idee und als der wirkmächtige Vertreter bestimmter Geistesströmungen seiner Zeit. Die Leitidee oder »Moral« seiner Geschichte hat er epigrammatisch zusammengefasst: »Ich habe den Sieg der Barbarei und der Religion beschrieben« (»I have described the triumph of barbarism and religion«). Anders gesagt, die geschichtliche Entwicklung seit Beginn des II nachchristlichen Jh. war ein Rückschritt (gemessen an dem allgemeinen Fortschrittsbegriff), für den wesentlich das Christentum verantwortlich war. Die Schlussfolgerung Gibbons tendierte in die gleiche Richtung wie die Theorie Rousseaus; während Rousseau den Beginn des Niedergangs auf den Tag datierte, als die Menschen Arkadien verließen, begann für Gibbon diese Epoche mit dem Tod von Marcus Aurelius.

Wir gelangen somit in das Reich der Spekulation, für das jeder Reisende seine je und je eigene Landkarte besitzt. Aber ein gewisser Wahrheitsgehalt kann Gibbons Sichtweise dennoch nicht abgesprochen werden, und allein seine Mokerie zu verurteilen wäre denn doch etwas dürftig. Wir mögen ja für die Männer des Krieges und der Kirche mehr Sympathie erübrigen als er; aber der Zuwachs unserer Kenntnisse gegenüber den seinigen hat seit damals den Standpunkt des »Decline and Fall« *weder geändert noch bedeutungslos gemacht*. Ein optimistisches Temperament kann die Augen verschließen; Glauben »zu höheren Zwecken« kann den Pfad der Tugend und der Fakten verlassen und das Verständnis erschweren. Aber als ein Forscher, der weder durch religiöse Voreingenommenheit eingetrübt ist noch fehlgeleitet durch wohlfeiles Klügeln, legt Gibbon eines der wichtigsten Probleme vor, die die Geschichtsphilosophie zu lösen hat. Wie sollen wir Fortschritt definieren? Woran Rückschritt erkennen? Wann werden diese Worte sinnlos, und gibt es ein Gesetz, das den »Triumph der Barbarei und der Religion« zu einem unausweichlichem Ergebnis eines berechenbaren Prozess werden lässt, der zu welchem Ende auch immer stattfindet? Antworten hierauf gab es seit Gibbons Tagen, intellektuell

durchaus attraktiv, aber immer verbunden mit einigen Zumutungen an den Glauben – Antworten, für die er das gleiche Lächeln erübrigt hätte wie für Papst Leos dogmatische Verkündigungs-episteln. Man kann diese Fragen auch mit gutem Grund für unlösbar halten. Zumindest aber können wir dieses sagen, dass das Wesen der Geschichtsphilosophie falsch verstanden wird, solange man ihre Aufgabe nur im Lösen und nicht im Neuformulieren von Problemen sieht.

Doch selbst wenn die historische Moral von Gibbons Werk nichts von ihrer Richtigkeit verloren hat: Anders ist es um seine besonderen Behandlung der christlichen Theologie und der christlichen Einrichtungen bestellt. Mittlerweile hat sich unsere Sichtweise geändert, und würde Gibbon heutigentags schreiben, dann wäre der Tenor seiner »candid and rational inquiry« ganz gewiss ein anderer. Sein Auftreten hätte nicht das Gepräge einer teils unverhüllten, teils nur angedeuteten Ablehnung; er würde wohl eher mit der Attitüde-der-unterkühlten-Distanz auftreten. Ihn würde die überwiegend historische Sichtweise verblüffen, welche für unser gegenwärtiges Jahrhundert und seine größere Toleranz kennzeichnend ist; und er wäre mehr als bis zur Hälfte entwaffnet durch den weit verbreiteten, unaufdringlichen Skeptizismus unter den Gebildeten, welcher seinen geistlichen Angriffskrieg überflüssig erscheinen lässt. Der Freund der Literatur bewundert seine im Feuer des feinerlesenen Sarkasmus' gehärtete Klinge, die Gibbon so treffsicher und wirkungsvoll zu handhaben weiß, während der Historiker sein Interesse an den historischen Auffassungen des XVIII Jh. bedient.

Doch weder der Historiker noch der Literaturliebhaber würden heute, und wenn, dann nur mit tausend Vorbehalten, die theologischen Kapitel des »Decline and Fall« unterschreiben, und kein verständiger Forscher würde sich hier für seine Kirchengeschichte Rats erholen. Und doch dürfen wir nicht verhehlen, dass Gibbons Erfolg zu einem großen Teil eben dieser seiner Abneigung gegen die Kirche geschuldet ist, welche Empfindung seinem Buch und ganz besonders den theologischen Kapiteln die eigentliche Würze gegeben hat. Die Angriffe eines hochgebildeten und nüchtern urteilenden Mannes auf liebgewordene Glaubenslehren und ehrwürdige Institutionen müssen notwendig das Interesse und die Leidenschaften der Menschen erregen. Gibbons klassisch-ausgewogenes Urteil und sein gemäßigtes Temperament waren ebenso wie seine Erziehung im Ausland und die französische Denkerschule verantwortlich für seine Einstellung gegenüber dem Christentum und dem Islam. Übermaß war ihm verhasst, ebenso die Exzesse der Volksmassen. Das tolerante Mitleiden eines gelehrten Abtes oder »den feisten Schlummer der Kirche« konnte er ertragen, aber mit dem religiösen Glauben einer fanatisierten Menge oder der Polemik ihrer Demagogen war ihm Verständigung unmöglich. Im Geiste eines Cicero oder Tacitus erübrigte er für den Vulgär-Aberglauben nur Verachtung, und sein Urteil über

den ungemessenen Enthusiasmus der frühen Christen war identisch mit dem, was viele nüchterne Männer der Kirche für den Fanatismus des Islam bereithalten. Denselben Maßstab legte er auch der umgekehrten Begeisterung des Julian Apostata an. (Dem Einfluss von Gibbons Julian-Bild kann man in Ibsens »Kaiser und Galiläer« nachspüren.) Sein Werk war umso wirkmächtiger, als es an keiner Stelle dogmatisch war. Seine Ironie sollte niemals als Unaufrichtigkeit ausgelegt werden sondern vielmehr als Nachweis dafür, dass er zutiefst, man könnte fast sagen: konstitutionell von der Wahrheit jener skeptischen Schlussfolgerung überzeugt war, welche, wenn auch mit anderer Zielsetzung, ein Bischof aus Oxford folgenderweise auf den Punkt gebracht hatte: »... es gibt keinen Platz für pauschale Beschuldigungen oder bissige Kritik an den Geschäften der Welt, in welcher Falschheit und Aufrichtigkeit so hauchdünn nebeneinander liegen.«

So war Gibbons Einstellung zur Religion von der geistigen Großwetterlage des damaligen Europa abhängig, zugleich aber auch seine ganz persönliche Auffassung. Als der Dekan Millman von »seiner tollkühnen und hinterhältigen Attacke auf das Christentum« sprach, war dies einer jener sinnfreien Vorwürfe, die zu beweisen ebenso unmöglich ist wie sie zu widerlegen; Vorhaltungen dieser Art bilden die Munition, die Theologen in der Hitze von Wortgefechten abfeuern und die man auch Politikern in der Hitze des Wahlkampfes nachsehen mag; im Kontext mit historischer Kritik sind sie eine schlichte Ungehörigkeit.

Es ist immer mal wieder angemerkt worden, dass diejenigen historischen Darstellungen am besten zu lesen seien, die zur Erhärtung einer bestimmten These verfasst wurden. Beispielhaft zu nennen wären hier die Anklageschrift des Tacitus gegen das Kaiserreich, das Plädoyer Mommsens zugunsten der Caesarenherrschaft, Grotes Verteidigung der Demokratie oder Droysens Eintreten für die Monarchie. Alle diese Autoren waren bestrebt, die Ereignisse so darzustellen, wie sie stattgefunden hatten, aber alle schrieben sie unter bestimmten Prämissen und mit vorgefassten Meinungen und bei dem Licht, mit dem sie die Geschichte interpretierten. Arnold verurteilt derartige Parteinahme mit Entschiedenheit, weil »wir die Vergangenheit im Spiegel der Gegenwart sehen und der Parteigänger durch die Gegenwart am stärksten beeinflusst wird.« Ein anderer Regius-Professor aus Oxford bemerkte, dass »ohne ein paar Tropfen Boshaftigkeit Geschichte nicht geschrieben werden kann.« Dem steht das Apophthegma Leopold Rankes gegenüber, der als die eigentliche Aufgabe des Historikers angibt: »Ich will bloss sagen wie es eigentlich gewesen ist.« [Im englischen Original auf Deutsch, A.d.Ü.] In diesem Geiste wurden etwa die Griechische Geschichte des Bischofs Thirlwall und die Englische Verfassungsgeschichte von Bischof Stubbs geschrieben. Aber die überzeugendsten Beispiele sind wohl Ranke und Bischof Creighton, die so leichtfüßig über die trügerischen Hinterlassenschaften der

neueren Darstellungen hinwegschreiten. Das älteste bekannte Beispiel für solcherlei historische Zurückhaltung bietet der Athener Thukydides.

Man kann nun allerdings nicht sagen, dass sich Gibbon hinsetzte und zu irgendwelchen höheren Zwecken zu schreiben begann; vielmehr gestattete er seinem Naturell, wie wir gesehen haben, seine Geschichte auszumalen, um sie dann zum Beweis für eine kongeniale These zu verwenden. Doch berichtet er mit Genauigkeit von den Fakten, auch wenn er sie dabei so ins Licht rückt, dass sie zur Unterstützung seiner These beitragen. Wenn wir dabei den gewaltigen Umfang seines Werkes bedenken, ist diese Genauigkeit Staunen erregend. Er arbeitete unter erschwerten Bedingungen, die er in seinen Memoiren auseinandersetzt. Er war nicht des universitären Sprach- und Literaturunterrichtes für das Lateinische und das Altgriechische teilhaftig geworden, welches die beste Vorbereitung für historisches Arbeiten sein dürfte. Seine Griechischkenntnisse waren unvollständig; ihm fehlte entschieden das »feine Ohr des wohldressierten Wissenschaftlers.« Ihm unterliefen Übersetzungsfehler, und er brachte es fertig, »Gregory of Nazianzen« zu schreiben. Doch waren solcherart Ausrutscher bemerkenswert selten. Auch ist es nicht seine Art, Zitate aus zweiter Hand leichthin zu übernehmen; wie etwa jene berühmte Textpassage des Eligius von Noyon, – Arnold hebt sie zur Warnung hervor – welche Robertson und Hallam nacheinander von Mosheim abgeschrieben hatten, wo sie in verstümmelter Form vorkam und das genaue Gegenteil ihrer tatsächlichen Bedeutung belegte.

Von einer seltsamen Ungenauigkeit, die weder Herausgeber noch Kritiker bemerkt zu haben scheinen, muss er m. E. freigesprochen werden. In seinem Bericht von den Turbulenzen in Afrika und Ägypten während der Herrschaft Diocletians stoßen wir auf folgende Textstelle (Bd. II, c. XIII, p. 160): –

»Julian hatte in Karthago den Purpur erhalten. Achilles in Alexandria und sogar die Blemmyer erneuerten ihre Einfälle nach Oberägypten bzw. setzten sie fort.«

Achilles etablierte sich zu dieser Zeit (A.D. 295-6) als Tyrann von Alexandria; doch ist dafür, dass er zu dieser oder einer vorangegangenen Zeit in Oberägypten irgendwelche Einfälle unternommen hätte, gibt es bei unseren Autoritäten nicht den geringsten Anhaltspunkt. Ich bin jedoch davon überzeugt, dass dieser Irrtum nicht dem Verfasser anzurechnen ist, sondern einem tückischen Druckfehler, den er beim Korrekturlesen der Druckfahnen übersah und die auch der Aufmerksamkeit seiner Herausgeber entging. Eine geringfügige Änderung der Interpunktion liefert uns eine fehlerfreie Schilderung der Situation: –

»Julian hatte in Karthago den Purpur erhalten, Achilles in Alexandria; und sogar die Blemmyer erneuerten ihre Einfälle nach Oberägypten bzw. setzten sie fort.«

Ich zweifle nicht daran, dass Gibbon diesen Satz ursprünglich in diesem Sinne gemeint und wohl auch geschrieben hatte, und so habe ich auch keinerlei Bedenken getragen, diesen unausrottbaren Fehler zu tilgen.

Gibbons geradezu pedantische Sorgfalt beim Umgang mit seinen Quellen ist nicht genug zu rühmen, und sie wird auch dann nicht verkleinert, wenn man seinem französischen Vorgänger Tillemont den schuldigen Dank abgestattet hat. Die *Histoire des Empereurs* und die *Mémoires ecclésiastiques*, diese umfassenden und erschöpfenden Materialsammlungen, waren für den Spezialisten und nicht für den normalen Leser bestimmt, und auch heute noch [Um 1900, A.d.Ü.] können die Fachgelehrten sie mit Gewinn konsultieren. So kann man feststellen, dass Mommsen in seinen späten Jahren einen seiner früheren Standpunkte widerruft und sich einer Schlussfolgerung Tillemonts anschließt. In seiner jüngsten Ausgabe des *Laterculus* des Polemius Silvius schreibt er: –

L'auteur de la Notice – peritissimi Tillemontii verba sunt (Hist 5, 699) – vivoit en Occident et ne savoit pas trop l'état où estoit l'Orient; *ei iuvenis contradixi hodie subscribo*. [... als Jugendlicher habe ich dem widersprochen, heute unterschreibe ich es].

Es muss zu Gibbons Verdiensten gerechnet werden, dass er Tillemont, »dessen unnachahmliche Genauigkeit fast schon Züge von Genialität hat,« bis zur Neige ausgeschöpft hat, solange Tillemont ihn führte (bis zur Regierung von Anastasius I); und es ist nur angemessen, dem gewaltigen Werk des Franzosen einen beträchtlichen Anteil an der Genauigkeit zuzuschreiben, zu der es der Engländer gebracht hatte. Vom historischen, allerdings nicht von literarischen Standpunkt aus gesehen lässt Gibbon sichtlich nach, sobald Tillemont ihn verlässt, obwohl ihm bei seiner Darstellung der Kriege Justinians der stringente Bericht des Prokopios zur Seite steht.

Wenn wir Gibbon »genau« nennen, impliziert dies nicht, dass er auch immer Recht hatte; denn Genauigkeit ist auch eine Frage der Gelegenheit. Die Entdeckung neuer Quellen und die Forschungsergebnisse zahlreicher Gelehrter der letzten hundert Jahre haben nicht nur unsere Faktenkenntnisse erweitert, sondern auch Schlussfolgerungen modifiziert oder sogar widerlegt, die Gibbon mit seinen Materialien noch ziehen durfte. Man vergleiche ein oder zwei Kapitel von Herrn Hodgkins *Italy and her Invaders* mit dem entsprechenden Abschnitt bei Gibbon, und man wird viele kleine Details finden, die einer Richtigstellung bedürfen. Würde Gibbon heute leben und schreiben, hätte sein Werk eine entschieden andere Gestalt. Unter dem Einfluss der intellektuellen Strömungen des vorigen [XIX, A.d.Ü.] Jahrhunderts würde er heute einen anderen historischen Standpunkt einnehmen; und folglich würde er auch seinem brillant vorgetragenen Angriff gegen das Christentum eine andere Farbgebung zukommen lassen. Auch würde er es für unabding-

bar halten, das zu lernen, was er, nicht frei von Anmaßung, ein »barbarisches Idiom« genannt hatte, die deutsche Sprache nämlich; dies wiederum hätte sich ebenso auf seinen Stil ausgewirkt wie auf seinen Gegenstand. Wir getrauen uns nicht, über Gibbons Beschränkungen zu klagen, denn sie waren zugleich die Voraussetzung für seine gewaltige Leistung.

Nicht der unwichtigste Aspekt des »Decline and Fall« ist die Lehrstunde über die Einheit der Geschichte, das Lieblingsthema von Herrn Freeman. Der Titel offenbart die grundlegende Tatsache, dass das von Augustus begründete Reich im Jahre 1461 [ist 1453 gemeint?!, A.d.Ü.] unterging; und dass alle Wechselfälle, die das Europa des Marcus Aurelius in das Europa des Erasmus umbildeten, den Namen und das Gedächtnis an das römische Reich nicht getilgt haben. Und welche Schmähsnamen Gibbon – in Übereinstimmung mit seiner Arbeitshypothese – diesem Gebilde in der Zeit seines Niederganges appliziert haben mochte, z.B. das »niedere Reich« oder das »griechische Reich,« sein Buchtitel »römisches Reich« korrigiert alle falschen Eindrücke, die eine derartige Wortwahl evoziert haben mag. Diese Kontinuität des Römischen Reiches verleiht seinem Werk die Geschlossenheit. Dadurch, dass er diese Tatsache besonders hervorgehoben hat, hat er sich in gleicher Weise um das Studium der Geschichte in England verdient gemacht, wie Herr Bryce es mit seinem *Holy Roman Empire* getan hat, indem er den roten Faden zwischen dem Europa von König Franz II und dem Europa von Karl dem Großen verfolgt hat.

Gibbons Lektüre war umfassend, und er besaß eine beträchtliche historische Allgemeinbildung, die ihn mit zahlreichen treffenden Beispielen versorgte. An dieser Stelle sollte darauf hingewiesen werden, dass seine Kenntnislücke in der alten Geschichte die Periode der Diadochen und Epigonen war. Wäre er in dieser Epoche zu Hause gewesen, hätte er niemals gesagt, dass Diokletian als erster Mensch in der Antike von seinem Herrscheramt zurückgetreten war. Er hätte auf den bekannten Fall des Ptolemäus Soter zurückgegriffen; Herr Freeman hätte noch Lydiadas hinzugefügt, den Tyrannen von Megalopolis. Von dem noch früheren Beispiel des Asarhadon konnte Gibbon noch nichts wissen.

Um nun vom Umfang und Geist des Werkes auf das Methodische zu kommen: Gibbons Sinn für Historie bestimmte ihn zu Recht, bei seinen Quellen zu bleiben, aber man kann nicht sagen, dass er sie methodisch behandelt hat. Die Zunahme der deutschen Gelehrsamkeit ist eines der dominierenden Kennzeichen der Geistesgeschichte des XIX Jahrhunderts; und einer ihrer wichtigsten Beiträge zur historischen Methode ist der Umgang mit den Quellen. Deutsche Gelehrte haben diese »Quellenkunde« weiter vorangetrieben als vorstellbar. Ein Altphilologe, der seine Doktorarbeit schreibt, kann mit vernünftigen Gründe beweisen, wo genau Diodorus aufhörte,

Ephorus »auszuschreiben«, – dessen Werk uns verloren ist – und anschließend jemand anderen auszuschreiben, dessen Werk wir ebenfalls nicht besitzen. Doch selbst, wenn diese Methode sich nur dazu anbietet, inhaltsleere Spitzfindigkeiten zu mehren: für die wissenschaftliche Historiographie ist sie absolut unverzichtbar. Sie ist in der Tat ein Teil der wissenschaftlichen Beweisführung. Die Unterscheidung von Primär- und Sekundärquellen mag hier als Beispiel dienen. Der ungeübte Historiker erkennt nicht, dass einer Feststellung des Widukind nichts von Bedeutung hinzugefügt wurde, nachdem Thietmar oder Ekkehard sie wiederholt haben und dass eine Mitteilung bei Theophanes nicht dadurch glaubwürdiger wird, wenn sie in gleicher Form bei Cedrenus, Zonaras oder Glycas vorkommt.

Während Beweise ein gewisses systematisches Vorgehen erfordern, ist größere Vorsicht vonnöten, wenn man die Aussagen der Autoritäten auslesen und zeitgenössische von späteren Zeugen unterscheiden möchte. Nicht eben wenige Befunde verdanken sich solchem methodischen Vorgehen; sie ermöglichen uns, das Anwachsen von Begebenheiten zu verfolgen. Die Beweise gegen Faustina werden zu Nichts und die Existenz der Päpstin Johanna fliegt in die Luft. Es ist gleichgültig, wenn eine Feststellung des Zonaras als »von einem modernen Griechen gemacht« abgetan wird. Die entscheidende Frage ist: von wem stammt die Feststellung?

Die schwierigen Fragen im Zusammenhang mit der Autorenschaft und der Kompilation der *Historia Augusta* haben eine ganze Truhe mit deutschsprachigen Streitschriften gefüllt, aber Gibbon hat sich nicht um sie bekümmert. Der Zusammenhang der späteren griechischen Chroniken und Historien zueinander ist womöglich noch komplizierter und verworrener als die von der *Historia Augusta* aufgeworfenen Probleme, aber Gibbon gelangte nicht einmal zu einer durchdachten Fragestellung. Vor zwanzig Jahren bahnte Ferdinand Hirsch einen neuen Pfad durch die Dschungel, in welchem Georg der Mönch und der Logothete, der ihn fortsetzte, Leo Grammaticus und Simeon Magister, Johann Scylitzes, Georg Cerenus und Zonaras in dunkler Durchmischung lebten. Büttner-Wobst einerseits und C. de Boer andererseits haben erfolgreich an dem Thema gearbeitet und den Nebel gelichtet, der sich um Georg den Mönch gelegt hatte – die Zeiten sind vorbei, da man ihn Georg Hamartolus nannte. Ein anderes grässliches Problem, das des Johannes Malalas – und seines unfassbaren Namensvetters Johannes von Antiochia – wurde zunächst von Jeep, Sotiriades und anderen aufgegriffen und wird nunmehr mit besserem Erfolg von Patzig bearbeitet.

Wissenschaftliche Kritik hat auch einige der Quellen zurückgewiesen, aus denen Gibbon ohne Arg geschöpft hatte. Wir können – im Interesse der Literatur – eigentlich froh sein, dass er, genau wie Ockley, ohne jedes Misstrauen Al Wakidi benutzt hat, welcher mittlerweile diskreditiert ist. Die